

Annika Bangerter

«Es ist die Angst vor der Einsamkeit im Konsum. Es ist die Angst, alleine und verloren irgendwo durch die dunkle Nacht zu irren. Es ist die Angst, nicht zu wissen, wohin ich gehen soll.»

Diese Sorgen äusserte Benedict seiner Mutter gegenüber, nachdem er mehrere Wochen clean war. Er fürchtete sich vor einem Rückfall. Die Nächte zuvor lag der 26-Jährige wach in seinem Bett. Sein Verlangen nach Konsum war stärker als der Schlaf. Von Tag zu Tag musste er mehr Kraft aufwenden, um dem starken inneren Drang nicht nachzugeben. Doch Kräfte sind endlich, sie schwinden. Das wusste auch Benedict. Zig Male zuvor hatte die Sucht bereits die Kontrolle übernommen. Seine Mutter hörte ihm zu, fragte, was sie für ihn tun könne. «Du kannst mich dann in der Klinik besuchen kommen», antwortete Benedict. Es war das letzte Telefonat zwischen den beiden. Tage später starb Benedict an seinem Kokainkonsum.

In nur gerade vier Jahren hatte die Droge sein Leben zerstört. Seine Mutter, Marina Jung, hat ein Buch über die sich immer schneller drehende Abwärtsspirale geschrieben. Sie erzählt darin von der schweren Suchterkrankung ihres Sohnes, aber auch von ihrer Suche nach Antworten. Antworten, die sie teils erst nach dem Tod fand. Sie hörte anderen Suchtbetroffenen zu, durchkämmte Studien und Fachliteratur. All dies verwebte sie und schaffte damit ein aussergewöhnlich mutiges Buch, das lange nachhallt.

Die Katastrophe kam schleichend. Benedict war 22 Jahre alt, sozial gut eingebettet und in der Ausbildung zum Lehrer, als seine Eltern Veränderungen an ihm feststellten. «Er war weniger zugänglich und weniger empathisch als sonst. Wir sprachen ihn darauf an, fragten, was los sei. Aber er blockte völlig ab», erinnert sich Marina Jung. Sie und ihr Mann beruhigten sich gegenseitig: vielleicht Stress im Studium oder Ärger mit seiner Freundin – das geht vorbei.

Zuvor hatte Benedict nie grössere Probleme gehabt. Er sei jener Typ gewesen, der von allen gemocht worden ist, sagt seine Mutter. Hilfsbereit, charmant, eloquent und feinfühlig. Gleichzeitig hatte er eine abenteuerliche, furchtlose Seite. Beim Biken oder Klettern lotete er immer wieder Grenzen aus und suchte den Adrenalinkick. Aufgeschlagene Knie, blutende Ellbogen oder eine Verstauchung waren die Folgen davon.

Die diabolische Seite von Kokain

Zigaretten, Alkohol oder Cannabis waren für Benedict kein Thema. Nie sei er etwa betrunken nach Hause gekommen, sagt seine Mutter und fügt an: «Die Pubertät haben wir bestens überstanden.» In der Familie sei über Drogen gesprochen worden. Gemeinsam lasen sie das Buch «Wir Kinder vom Bahnhof Zoo» und sprachen über die Risiken von solchen Substanzen.

Um ihren Sohn davon fernzuhalten, stellten sie ihm eine finanzielle Belohnung in Aussicht: Diese sollte er bekommen, wenn er bis ins Alter von 25 Jahren keine Drogen konsumiert und nicht raucht. «Rückblickend war das ein Fehler. Wir haben eine Nulltoleranz gezeigt und hohe Erwartungen an ihn gestellt», sagt Jung. Sie vermutet, dass Benedict deshalb seinen anfänglichen Konsum vor ihnen verheimlichte. Wegen seines Geldes, wegen ihrer Enttäuschung.

Kurz vor seinem Tod blickte Benedict in einem seiner Notizbücher auf die Anfänge zurück:

«Ich lebte in einer Parallelwelt, nein, eigentlich viel mehr als das. (...) Ich dachte eigentlich nur an eines: Wann kann ich das nächste Mal Kokain konsumieren?»



Benedict beschrieb einst das Kokain als einen Teufel, der erst dann sein wahres Gesicht zu erkennen gibt, wenn man sich von ihm trennen will.
Bild: David Wall/ Moment RF

Gejagt vom weissen Teufel

Benedict war 26 Jahre alt, als er nach vier Jahren starker Kokainsucht starb. Seine Mutter hat ein aufrüttelndes Buch geschrieben, in dem sie auch ihrem Sohn eine Stimme gibt.

Dies war mein erster Gedanke am Morgen und der letzte am Abend. Dazu musste ich den Stress, die Unruhe und die Sucht gegenüber meinen Eltern und meiner damaligen Freundin verstecken.»

Kokain ist in der Schweiz weit verbreitet. Zwischen 2012 und 2022 hat sich der Konsum hierzulande mehr als verdoppelt. Längst wird das weisse Pulver nicht nur auf den Toiletten von Banken, Filmsets oder Modenschauen geschnupft, sondern auch an Dorffesten oder während der Schicht auf dem Bau. Man kann sich die Droge per Messenger-Dienst nach Hause bestellen, die tiefen Preise sind selbst für junge Menschen bezahlbar. Kokain wurde zur Alltagsdroge.

Das kann fatale Folgen haben. Benedict nannte Kokain einen Teufel. Langsam schleicht sich dieser ins Leben. Anfänglich gibt er sich nicht als diesen zu erkennen, weshalb man sich bestens mit ihm arrangieren kann. Sein wahres Gesicht zeige er erst, wenn man sich von ihm trennen wolle. Das lässt der Teufel nicht zu. In seinem Notizbuch notierte Benedict:

«Ich bin getrieben von der Sucht. Die Gedanken an den Konsum. Die Bilder im Kopf. Das Verlangen ist derart stark, dass es mir innerlich alles zusammenzieht. Mein Magen schmerzt, mir ist kotzüber. Ich schwitze. Doch das Schlimmste ist das Verlangen, das Verlangen im Kopf, im Gehirn. Nur ein Gedanke. Immer wieder.»

Doch eigentlich will ich dies nicht. Ich will nicht mehr konsumieren. Aber trotzdem sehne ich mich danach. Unbedingt.»

Wer Benedicts Geschichte liest, erfährt nicht nur, wie beherrschend der Suchtdruck nach Kokain sein kann. Sondern auch, dass die Wirkung des geschnupften Pulvers bloss dreissig bis neunzig Minuten anhält. Darauf folgt ein unangenehmes Tief, das zum Nachschub verleitet. Dies kann dazu führen, dass tagelang konsumiert wird. «Vielfach ist nicht bekannt, welche Gier Kokain auslöst. Gier nach immer mehr und mehr dieser gefährlichen Substanz. Von Kokain gibt es kein Sättigungsgefühl», sagt Marina Jung.

Sobald jemand davon abhängig ist, helfe es deshalb nicht mehr, an die Ratio zu appellieren. Auch sie und ihr Mann hätten das aber getan: Immer wieder sprachen sie mit Benedict darüber, was er mit seinem Konsum alles aufs Spiel setzt: seine Gesundheit, sein Studium, seine Beziehung, seine Zukunft. Immer wieder zeigte ihr Sohn Einsicht, versicherte, dass er die Finger vom Kokain lasse. Auch per Whatsapp-Nachricht:

«Und ja, ich will 100% loskommen, und ja, ich habe ein Problem. Und ja, ich brauche Hilfe.»

«Rückblickend wäre uns allen viel erspart geblieben, wenn uns jemand gesagt hätte, dass unser Sohn schwer erkrankt ist und wir uns auf einen langen

Genesungsweg sowie die dazugehörenden Rückfälle einstellen müssen», sagt Marina Jung. Doch damals wusste sie nicht, dass Kokain die neuronalen Strukturen im Gehirn verändert und das Belohnungssystem neu codiert.

Heute würde sie die abstinenter Phasen mehr würdigen

Mit ihrem heutigen Wissen würde sie einiges anders machen. Etwa die abstinenter Phasen ihres Sohnes würdigen und nicht an jedem Rückfall verzweifeln. Manchmal sei sie ausgeflippt, habe ihre Not ihrem Sohn entgegengeschleudert. Heute tue ihr dies unendlich leid. «Eine Sucht ist eine Erkrankung. Sie hat nichts mit fehlendem Willen oder Charakterschwäche zu tun. Meine negativen Gefühle haben einzig seine Schuldgefühle verstärkt – und somit seinen Konsum begünstigt», sagt Jung.

Aufgegeben haben sie und ihr Mann Benedict jedoch nie. Rief er in Not an, holten sie ihn zu sich. Unabhängig davon, ob er unter Kokain stand oder nicht. War er bei ihnen, schwang stets auch eine gewisse Erleichterung mit: Sie wussten Benedict zumindest vorübergehend in Sicherheit.

Schutz vor der Droge suchte auch Benedict. Ambulante Therapien, Langzeittherapien, Klinikaufenthalte, einen Wohn- und Jobwechsel auf einen Bauernhof: Nichts liess er unversucht. Doch wie auf einer Achterbahn wechselten

sich Optimismus mit Ohnmacht ab. In seinem Notizbuch hielt Benedict fest:

«Am Anfang ist es die Droge, doch während der Sucht, wenn die Spirale immer weiter nach unten dreht, ist es nur noch Elend. Gejagt vom weissen Teufel, doch die Seele in mir kann und wird den Kampf gewinnen.»

Marina Jung sagt, sie sei mehrfach am Punkt angelangt, wo sie dachte: Ich bin am Ende, ich kann nicht mehr. Ausser mit ihrem Mann sprach sie lange mit niemandem über die Sucht ihres Sohnes. Sie schämte sich, dass er Drogen konsumierte. Gleichzeitig wollte sie ihn vor Stigmatisierungen schützen. Heute sagt sie: «Das war kreuzfalsch. Hätte Benedict eine körperliche Krankheit gehabt, hätten wir darüber gesprochen.» Das Schweigen habe sie, ihre Ehe und ihre Familie zusätzlich belastet.

Was also hilft Angehörigen von Suchterkrankten? «Eine Gesellschaft, die Sucht als Krankheit anerkennt. Und ein Umfeld, das Anteil nimmt und die Hoffnung mitträgt, dass die abhängige Person ihre Sucht überwinden kann. Diese Beispiele gibt es ja – auch bei Kokain», sagt Jung. Ihre allergrösste Angst wurde jedoch Realität. Sie verlor ihren Sohn.

Nach dem Telefonat, in dem Benedict seiner Mutter von seiner grossen Angst über einen Rückfall berichtete, wünschte er seinen Eltern im Familien-Chat noch einen guten Wochenstart. Das war am Montag. Danach brach der Kontakt ab. Anrufe und Nachrichten blieben unbeantwortet. Marina Jung und ihr Mann telefonierten in der Folge sämtliche Kliniken in der Nähe ab und gaben eine Vermisstenanzeige auf. Am Freitagmorgen schrillte die Tür-glocke. Durch die Gegensprechanlage sah Marina Jung zwei Polizisten. Sie öffnete die Tür und fragte: «Ist er tot?»

Marina Jung: «Kokainjahre», Ruffer&Rub Verlag, 2025, 288 Seiten.



«Meine negativen Gefühle haben einzig seine Schuldgefühle verstärkt – und somit seinen Konsum begünstigt.»

Marina Jung
Mutter von Benedict